

Die Flieger

Wie Orgelklang an schütternden Emporen,
Vom Zwang befreit, durch keinen Ruf gezügelt,
So steigt Ihr fliegend, lichterflammt beflügelt,
Verbrüderter Eueren tönenden Motoren.

Doch ob als klarer Wein, ob unvergoren —
Sehnsucht der ganzen Menschheit heißt Euch
schweben:
Die erdverhafteten Millionen geben
Der gottentstammten Sonnenluft die Sporen.

Max Bittrich.

und als wärs ihr doch ganz gleichgültig, daß
alle ihr nachsichtig, als wüßte sie auch, daß
kein Mensch jetzt wärde, sie auf ihr
Pfeilspitzen anzuwenden.

Ihr schwarzes, sauberes Sonntagszeug hatte
sie an, feht mitten am Werktag, die Frau
Kordine Lindner.

Zum Schulzen ging sie, und der Schulze er-
schrak so sehr, als sie nach kurzem, festem
Klopfen bei ihm eintrat, als läge dieser Augen-
blick fünfzig Jahre zurück, oder als hätte er
fünfzig Jahre vor ihm Angst gehabt. Recht mit
Zittern hatte er damals wochen- und monate-
lang auf so ein plötzliches Anklopfen und Ein-
treten der schönen, sauberen Kordine gewartet.

Er konnte sich heute beruhigen. Von dem, was
er damals, nachdem er sich mit der reichen
Müllerstochter verlobt, von der Verlassenen zu
hören gefürchtet, verlautele hatte.

Es ging nur um den Jungen. Ganz ruhig,
ganz fein. — Das einzige, womit die uralte
Frau umherlief auf eine uralte Zeit anspielte,
in der ihr das Herz fast gebrochen, war „Ich
hab mein Lebtag keinem Menschen etwas Un-
rechtes angetan. Was in mir böse war, weil
man mir Böses getan, hab ich mit Gottes
Hilfe bezwungen.“ — Ich hab mich in Ehren
durchs Leben geschlagen“, sprach sie. „In Ehren
sieh ich im Dorfe da. Wenns so um einen be-
stellt ist, da hat man wohl das Recht, daß man
einem Menschen, zumal einem Kind, etwas
vergeben darf. Da möcht ich bitten, daß ihr im
Dorf das mit dem Kind mir überlaßt. Was
müssen das für Menschen gewesen sein, bei
denen der Junge gewesen: Da kann man ihn
doch nicht mehr hinlassen! Ich will ihn behal-
ten. Und ich meine, wenn ihn jemand zurecht
bringen kann, so bin ich es.“

Nicht viel Geheites hat der Schulze auf diese
Worte zu erwidern gemocht. Die stolze Frau,
die sich solche Worte herausgenommen, war am
nächsten Tage wieder die ganz bescheidene,
kleine, gebückte Sandfrau, die Tag für Tag an
ihre harte, mühsame Tagewerk ging. Sätze
harte, Sandbrocken zerhackte mit dem
Blaul. Noch stark und rüstig in Kraft! Froh
im Herzen! — Denn die Jungen hat sie be-
halten.

Wenn sie „einmal alt“ sein wird, hat sie doch
jemanden. Ganz gewiß. Denn mit ganzem
Herzen hängt das Kind an ihr.

Der Schafal

Skizze von Joh. Edward Brandt.

Fritz von der Birke war in das Sanatorium
„Quisiana“ nach Spedaletti geschickt. Mit
stoischer Gelassenheit erwartete er hier das Un-
vermeidliche.

Mitleidlos ist die photographische Platte.
Die Röntgenaufnahme, der beiden Lungenflü-
gel lag nicht... Tuberkeln! Sein Schicksal
war besiegelt. Es hätte der sonstigen Mark-
male, so der steigenden Fieberkurve, gar nicht
mehr bedurft.

Wenn die Hustenanfälle ihn nicht quälten,
lag Fritz von der Birke in einer Art von Halb-
schlummer auf der Chaiselongue, die man ihm
in die Sonne der Veranda gerückt hatte, das
blinzende Auge über das blaue Mittelmeer
nach Capo Nero gerichtet, hinter dem sich San
Remo mit seinen hundert Lebenslockungen aus
Gärten und Olivenhainen hob.

Seitdem dort im Casino wieder gespielt wer-
den durfte, warfen Jüde und Autos allerhand
Besitzer an diesen Strand. Abenteuer beider-
lei Geschlechts, Hünen des Schlachtfeldes, Lei-
chenschlepper, Schakale auf nachtlischer Spur.

So sah Fritz von der Birke diese Welt. Er,
der an den Riegelstahl Gefesselte, an dessen
Lebensbette schon die letzte der Parzen mit der
Schere stand. Dabei war er erst achtundzwanzig,
seit vier Jahren verheiratet, Vater eines
kleinen Mädchens und Gatte von Jona, um deren
Wohl er alle Welt beneidete. Daß er ewig
ging an den Haustüren vorbei, als wüßte sie daran denken müßte!

Jona — sehr junges, blühendes Weib!
Sie war zum Tennis gegangen, wie an je-
dem schönen Morgen, wenn die Sonne schien,
und wann schien die hier nicht? Zum Tennis
— mit...

Fritz von der Birke schloß die Augen. Es
überfiel ihn wie eine Ohnmacht, und der
Schweiß brach aus seiner Stirn. Ein Anfall!
Er hätte aufschreien mögen und war dazu nicht
imstande, denn da spannte es sich wie ein ei-
serner Reifen um seine Brust. Wo war er?
Die Sonne brannte. Und doch sah er nichts,
vor seinen Augen stand undurchdringliche Nacht.

Als ob er auf Windesflügeln dahingetragen
würde, zwang ihn da plötzlich sein gequältes
Gehirn in die Vergangenheit zurück, um acht
Jahre und mehr. Da war er, ein blutjunger
und noch kerngesunder Mensch, Bolontar in ei-
nem Kaufhaus in Freg gewesen und hatte zu-
sammen mit einer Handelskarawane einen
Ausritt in die marokkanische Wüste gemacht.

Afrikanische Sterne über den kahlen Bergen.
Das Zelt im Sande. Im Schlaf wiederkehrende
Dromedare. Stuten, die sich voll Angst an ein-
ander drängten. Und da!... Das ferne
Geheul — wie von einem Duzend verzweifelter
Hunde, die an der Kette lagen.

Schakale! — Geister, widerlicher Atem dicht
über seinem Gesichte, stinkender Geier, von
dem er sich schon genetzt glaubte, Zähne, die ihm
entgegen blickten, zwei Dichter wie glühendes
Eisen. Der Schakal!

Wie von rasselvollen Kräften gepreßt, fuhr
Fritz von der Birke in die Höhe und suchte mit
beiden Armen in der Luft herum. Die Halluzination
schwand. Er erkannte sich selbst
und seine Umgebung wieder. Das Meer, Sa-
pedaletti. Das Sanatorium, die Veranda, den
Viergestühl.

Er war ja gar nicht in Freg, nicht in der ma-
rokanischen Wüste, nicht in dem Zelte, das
Schakale umflogen und umheulten. O nein!
Weit schlimmer, weit schlimmer! Graf Balist
der Name überfiel ihn gräßlicher als der Scha-
kal, der ihn vorhin beschimpft hatte!

Was wollte dieser Mensch hier? Warum hatte
er seit einer Woche keine Pension in San Remo
mit dem Hotel Regina in Spedaletti ver-
kaufte? Warum? Er fragte noch, konnte noch
fragen!

Tennis! Gesundheit! Jugend! Leichtfinn!
Ein Abenteuer, wie schließlich sie alle hier!
Wie er selbst einmal einer drüben jenseits die-
ses Meeres in Freg gewesen war! Szazadspieler
des Lebens, der auf die Chance wartete, auf
die Stunde, da er sich auf den Platz setzen
konnte, den er anderer verlassen mußte. Jona
war ja so jung und schön und reich wie kaum
eine zweite.

Der Schakal!
Fritz von der Birke schüttelte sich. Wie im
Ekel vor sich selbst, vor Jona, vor dem Grafen
vor der Welt!

Und da wüßte ihm eine zarte Frauenhand
den kalten Schweiß aus der Stirn. „Bleib ich
zu lange aus, Fritz?“

„Nein, Jona.“
„Ich habe Tennis gespielt.“
„Mit dem Grafen Balist?“

„Aber nicht doch! Wie kommst Du denn dar-
auf? Graf Balist ist doch mit der Salterini nach
Monte Carlo gereist.“

„Mit der Tänzerin?“
„Mit wem denn sonst? Ich habe mit Bern-
hard gespielt.“

„Wer ist Bernhard?“
„Mein Vetter, von dem ich Dir ab und zu er-
zähle, Fritz.“

„Deine Jugendliebe?“
„Wenn Du unsere Freundschaft so nennen
wollst, Fritz! Er hatte geschäftlich in Genoa zu-
tun. Da fuhr er für zwei Tage herüber. Es
solle eine angenehme Ueberraschung für uns
beide sein.“

„Für uns beide, Jona?“
„So sagte Bernhard!“

Das Gespräch brach plötzlich ab. Bernhard,
der den Kranken begrüßen wollte, war auf
die Veranda getreten, der Jugend liebliche Rote
in dem fast kanakenhaften Gesicht.

Der Kranke überwand sich. „Das ist lieb von
Ihnen, Bernhard“, sagte er, „daß Sie Jona
nicht vergessen und sie hier in ihrer Einsamkeit
aufgesucht haben!“

„Und Sie selbst, Fritz? Wie geht es denn?“
„Man muß zufrieden sein und sich anfinden.“
Fritz von der Birke schweig. Aber wie in
väterlicher Verklärung ruhte sein Auge auf den
beiden jungen und gesunden Menschen, und
eine unbegriffliche Stimme aus weiten Fernen
raunte ihm zu, daß er jetzt mit größerer Ruhe
sterben könne!

Verantwortlich: S. Semmelmann. Altona.
Druck und Verlag: Dr. C. Sany, Altona.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altonaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 33

Samstag, 17. August

1929

Erntefest

Skizze von Ragnarid Svensen.

Der Wagen fuhr langsam von der ländlichen
Bahnhofsstation her durch die Felder dem Gutshofe
zu.

Johann, der Rutscher und alte Getreue,
wandte sich immer wieder von neuem vom
Rutscherboden herab und gab seiner Freude Aus-
druck, daß der junge Herr Bernd zurück gekom-
men war. Dabei war er mit dem Reif, den er
auf das weite, gelbe, immernde Weizenmeer
das sich zu beiden Seiten des Weges ausbrei-
tete. Ob nicht alles fein stünde? Zeitweise
wären sie schon beim Ernten. Alles gut ge-
hen. Ueberhaupt, Groß-Grabenom habe sich ge-
macht. Jedes Jahr käme auch eine Dame hier
in die Sommerfrische, eine Künstlerin oder so,
die habe den Inspektor gebeten, das Schloß ge-
hen zu dürfen. Und dann mache sie Aufzeich-
nungen. Und wolle wohl ein großes Buch über
Groß-Grabenom schreiben — ja, aber ge-
lehrt fähe sie gar nicht aus. Sie könne ganz
gut auf dem Lande aufwachsen und immer ins
Feld gezogen sein, so leidenschaftlich gern arbeite
sie mit.

Bernd Steffenhagen hatte erst gelangweilt,
dann mit leisem Interesse zugehört. Eine Frem-
de in Groß-Grabenom? Das war wirklich eine
Seltenerheit. Nun, er würde diesen weiblichen
Bildhauer wohl auch noch zu Gesicht bekom-
men.

„Johann“, meinte er, „Du könntest mal hal-
ten und allein heimfahren. Mich drängt's
ordentlich, durch die Felder zu streifen. Ob mich
noch einer von den Leuten kennt?“

„Das wollt nicht, junger Herr“, meinte mit
zärtlichem Blick der Alte. „So braun und ernst
ist der Herr wiedergekommen aus Afrika, oder
wo war es denn?“

„Es stimmt schon, alter Freund“, gab Bernd
lachend zurück. „Sage also der Mamsell, zum
Abendbrot wäre ich daheim. Sie soll sich aber
gar keine Umstände machen.“

„Gar keine!“, schrie Johann noch. „Dabei gibt's
bestimmt drei Gänge, wenn es ohne Umstände
gehen soll.“ Die Kräfte ratierte davon.

Eine Weile blieb Bernd Steffenhagen stehen
und schaute dem Gefährt nach, dann wandte
er sich und schritt aufs Geratewohl einen Feld-
weg hinab.

Glühend stand die Sonne über reifen Feldern,
auf denen das Senfendengeln erklang. Gol-
dene Wehren wurden zu reichen Garben ge-
türmt. Ein Wagen nach dem andern schwankte
schwerbeladen über die in der Hitze flimmernde
Feldwege in die Scheunen und Speicher der
Bauerngehöfte.

„Das ist denn“, dachte der junge Steffenha-
gen. „Meine, meine Heimat!“

Blühend stand er still und schaute auf eine
Gruppe junger Schnitterinnen, die Garben ban-
den. Lied und Scherz gingen reihum, und die
Anführerin war eine hochgewachsene, ganz ju-
ge, blonde Frau, die mit einem Male ihre zwei
starken, bronzefarbenen Arme jubelnd in die
sonnenflimmernde Luft warf und, ein gelbes
Etwas schwingend, ihm entgegen lief. Lachend
und voll Uebermut kam die Blonde ganz dicht
an Bernd heran, bemächtigte sich seines Rock-
kragens und schloß ein Band aus Stroh durch
das Blumenknospenloch.

„Sie werden sich erlösen aufs Allerbest“,
Sie merden uns Jhenken eine Kanne Kirsch
oder Wein.

Damit Sie sollen erlöset sein...
lang sie dabei, und ihre Finger nestelten so
schön und annütig an seinem Knospenloch herum,
daß ihm, dem Weltgereiten und Entgrenzenden,
das Herz still stand vor Freude. Ein her-
licher Willkommengruß in der Heimat! wollte
er sagen. Aber da sie ihn jedenfalls nicht kann-
te, verließ er es, erinnerte sich von neuem
des alten Gebrauchs des „Vorzeit galt, und
sahte nach... schönen, starken Händen
der Binderin. „Wollen Sie auf der Stelle aus-
tütig auf meinen Feldern gearbeitet haben?“

bezaubert sein?“ scherzte er. Sie stuchte bei seinen
Worten. „Sind Sie nicht hier daheim? Sie
sprechen so fremd! Dann kennen Sie wohl
auch unseren Brauch nicht?“

„Doch, ich kenne den alten, deutschen Brauch
gar wohl! Wenn Sie es mir gestatten, will ich
mich beim Erntefest loskaufen. Wollen Sie?“

Sie stand noch immer und lautete seinen
Worten nach, als er längst mit herzlichem Hand-
druck weiter gegangen war. Hinter ihr scherz-
ten die Mäde, und die Großmutter Marie kam
heran und stichelte schalkhaft: „Was war denn
das für ein schöner Herr? Passen Sie auf,
Fräulein Jlle, Sie haben einen Märchenprinz
gebunden, und nun wandert Ihr Herz ihm nach,
während er Sie vergißt.“

„Ach, Unfinn!“ lachte der blonde Ferienpakt,
tollte wider zurück und fing Garben auf, hoch
oben auf dem Reiterwagen stehend. „Erntefest“,
schlug ihr Herz. „Am Erntefest sehe ich
ihn wieder.“

Kränze aus Mohn, Kornblumen und reifen
Weizen hängen über jeder Haustür. Aber die
rosenschweren Gärten sind verlassen. Wo im
Hause ein Burche oder ein Mädel ist, steht je-
mand vor dem Spiegel und giebt den Festtag
an für den volkstümlichen Entertanz auf der
nahen Waldwiese. Musikanten sind bestellt.
Selbstbeldum, wie wird da gelacht und gezecht
und vom Gelepe der Klarinetten und Geigen
das Mädel über den Holzboden geschwungen!
Der wiedergekommene Herr hat sich ja mächtig
angestrenzt. Es soll ein Krassell geben und
ein Wandertheater. Er scheint ein guter Herr
zu sein, obwohl er sich noch nirgends sehen ließ.

Marie legt der Jlle gerade die Weizenkörner
mit den Kornblumen ins lichte Haar, als die
Musik herandröhrt. „O, Fräulein Jlle, schauen
Sie aus dem Fenster! Es ist so schön. Die
geschmückten Senfen und Garten, alle die bun-
ten Bänder. Machen Sie sich, die Leute war-
ten nicht lange.“

Jlle Windenwork nestelte noch an der Haar-
kronenjungfrau zu sein, sagte sie schen. „Ei-
gentlich bin ich fremd hier und nur der Gast.
Das Amt gehört einer Einheimischen.“

„Aber Sie sind doch einheimisch gewöhnt! Und
dann kann Ihnen Herr Steffenhagen dankbar
sein; Sie waren wirklich die Fleißigste. Und
dann — hier flucht sie und mißt Jlle mit stol-
zen, zufriedenen Blicken — „sind Sie auch die
Mädelchönste.“

Wie schön und hoch Jlle Windenwork die
Erntekrone trägt! Auf der Wiese steht der
Gutsherr mit den Knechten und blickt dem la-
chenden Zug entgegen.

„Aber Fräulein Jlle“, raunen ihre beiden
Kornjungfrauen, „Sie bleiben ja zurück!“

„Ich — ich — kann — den Spruch — nicht
fagen“, kommt es ächzend aus Jlles Brust.
„Unmöglich“, raunt Marie hinter ihr. „Los,
Fräulein, nur Mut! Die Sache wird schon schief
gehen.“

Und da kommt er wieder über Jlle, der ganze
sonnige Uebermut ihres glücklichen Wesens.
Sie tritt vor den Gutsherrn und sagt ihren schö-
nen Spruch und reicht ihm den Erntekranz, den
sie gewonnen, und sie sieht, daß er ihr Stroh-
band im Knospenloch trägt.

„Hurra!“ jubeln die Schnitter und werfen
ihre Mähen in die Luft. Die Musik gibt einen
Tusch und spielt zärtlich und flott zum Walzer
auf, den der Gutsherr mit der Kronenjungfrau
tanzen muß.

Ueber der Waldwiese des Erntefestes geistert
schmer im Duft die Sommernacht. Die Höfe
und Stütten stehen verlassen. Hunde bellen öf-
ters als sonst, und hin und wieder springt hin-
ter den Gärten Mädelchen auf. Alle Pflicht-
tänge mit den Mädeln hat Bernd Steffenhagen
hinter sich. Nun sitzt er mit Jlle unter einem
weißen Rosenstrauch und muß so viel reden,
weil das Mädel verstimmt ist. „Wunder schön
haben Sie das Gedicht gesagt“, neckt er. „Wie
kann ich Ihnen nur gut machen, daß Sie so
tütig auf meinen Feldern gearbeitet haben?“

Das Gefinde schildert Sie als unnachahmlich.
„Ferienwonne!“ erwidert sie warm. „Ach, die
Sonne und der blaue Himmel und das ganze,
reife Land haben mich unglaublich bezaubert!“

„Trotzdem bin ich in Ihrer Schuld!“ gibt der
junge Steffenhagen zurück. „Sie haben mich
so fest gebunden, und nun kann ich nicht mehr
los von Ihnen —“

Sie wagt einen Blick aus strahlend blauen
Augen in sein ernstes, jetzt unsagbar glücklich
lächelndes Gesicht.

„Dart geht ich Sie an mich fesseln?“ fragt
er. „Alle Willenwork — — könnten Sie
hier eine Heimat finden?“

„Ich glaube, ich könnte es schon...“ ent-
gegnete sie ganz leise.

Vater Brandis

Skizze von Richard Euringer.

Nach fünfzig Jahren unbescholtener Dienst-
leistung schied Vater Brandis von seinem Po-
sten als Förster der Ambachischen Weberei.
Er hatte gern die zwei Jüngerchen, die ihm viel
leicht noch zu leben vergönnt waren, in dem
warmen Ausguckstübchen vollends hingebacht,
aber ihm blieb etwas zu tun; Vater Brandis
trug einen Kummer.

Nicht nach seinem seidenweißen Kapuzinerbart
nämlich, sondern nach seinem unseligen Sohn
hieß der Alte Vater Brandis. Dieser Sohn, ein
Tunichtgut, lastete auf seinem Leben. Vielleicht
konnte er nichts dafür, vielleicht traf ihn eine
Schuld, ihn, den Sohn, wie ihn, den Vater.

Vielleicht war es falsch gewesen, einen Jungen
in die Fremde hinaus zu stoßen, weil er eine
Dummheit gemacht. Nun, sie hatten's beide ge-
bührt. Der Junge durch eine unzüchtige Irrfahrt
von Land zu Land, von Enttäuschung zu Ent-
täuschung, von Verzweiflung zu Verzweiflung.
Der Alte durch die fressende Sorge und ewige
Angst vor neuen Streichen und schrecklichen
Briefen.

Vater Brandis schickte seit gut dreißig Jah-
ren seine paar Spargroschen hinter diesem Jun-
gen her, seine flehenlichen Bitten, sein Gebet
und seinen Segen, aber es war ihm nicht zu
helfen. Ehe ihn ein Brief erreichte, trieb er
schon wieder anderswo, lungerte und hungerte,
diente auf Schiffen, hängte sich an Rameraden,
die ihn plünderten und preisgaben, nahm sich
ein Weib und ließ ihr davon, grub nach Gold
und verkam in Glend. Seiner Unrast genügte
die Welt nicht, während der Alte dankbar ge-
wesen wäre, wenn er in Frieden in seinem
Stübchen hätte haufen dürfen ohne die dau-
ernde Herzensnot und die Schmerzt seiner
Ohnmacht, diesem einsigen Sohn zu helfen. Er
wünschte sich nur noch den Frieden des Schla-
fes, der die Eidenmühsal von der Brust der
Wunden wälzt. Als er die vergifteten Bildern
von der Wand seiner Förstertube löste, um
ins Altersheim zu übersiedeln, war ihm, als
löse er sein Leben so von dieser irdischen Welt:
da blieb nur ein heller Fleck, dieses schweigende
bischen Leere, bis der Nachfolger sie füllte.
Wie er dann seine Tabakspfeifen, das Züster-
röckchen, die Nachtpantoffeln, seine Ehrenzeug-
nisse, seine Denkmünze von anno fierzehnen-
undfiebzig, seinen Altersschein und seine Bibel
zusammenkramte, lag auf dem Grunde der
Tischschublade, wie begraben und verstaubt unter
Andenken und Sterbebildern, die Jünglings-
photographie seines frieblosen Sorgenkinds.

Vater Brandis Hände zitterten, als er sie auf
sein Bündel legte. „Bischof!“, mochte dies Bündel
schwer, daß er bangte, es die letzte kurze
Strecke bis in sein Greisenheim zu schleppen.
Plötzlich aber wußte er auch, was ihm aufge-
tragen war als eine späte Abschiedspflicht, ehe
er Ruhe finden dürfte.

Dreißig gedrückte Jahre lang hatte er sein
reinliches kleines Beamtenleben zogen Ergrüht.

ferung — wenigstens äußerlich — verteidigt; jetzt galt keine Ausflucht mehr. Jetzt stand er nicht mehr in Dienst und Pflicht, jetzt war er nichts als ein alter Mann, den sie Vater Brandis nannten, ohne nach dem Sohn zu fragen.

Dreißig gedrückte Jahre lang hatte er ihn nur im Traum gesehen unter Goldgräbern und Dürnen, in Budiken und Spelunken; jetzt galt keine Ausflucht mehr.

Vater Brandis fürchtete sich vor seinem Fleiß und Blut. Er wußte, daß es sein Tod sein werde, aber er mußte gleichwohl, daß er nicht werde sterben können ohne dieses Wiedersehen.

In seinen Fingern glitzerte das Jünglingsbild mit den Augen einer Mutter, die der unter den Rufen gebracht, blickte es ihn an. Mit den Augen eines Vaters, hinter dessen Stirn es ewiger Vornach und Rummur war. So, so ungewohnt und hoffnungslos mußte der Junge ihm entgleiten. Und nun blieb nur das Wiedersehen.

Vater Brandis wagte nicht, ihn ins Altersheim zu bitten. Er wußte, daß er nicht kommen würde. Aus dem Trost der letzten Scham über er brachte in seinem Alter auch nicht die Opferkräfte auf, seine beschiedene Bürgerlichkeit nach Jahrzehnten ängstlicher Ordnung nun am Ende noch zu verwirren. Er klagte sich dieser Selbstsucht an, aber er vermochte nichts gegen die Grenzen seiner Menschlichkeit.

Vater Brandis besorgte sich Paß und Sichtvermerk, meldete drei Tage an, während deren frühstück und Mittagessen nicht auf ihn warten sollten, und bestieg den Zug nach Holland. Zogendwo in Rotterdam, hinter den Petrolumtanks der flüchtigen Hafengegend, im Logis einer alten Putzmaierin wußte er den verlorenen Jungen.

Uebermüdet, betäubt vom Lärm und Dröhnen der fremden Stadt, überreizt und schmerzhaft gespannt, wie jermalm zwischen Riesenschiffen und gewaltigen Häuserblöcken kroch der Alte in ein billiges Hotel und lag schlaflos eine Nacht in Suppenkellern und Stengenheulen, tränenlos und hoffnungslos. Als der Hausdiener den ersten gepuckten Schuß vor die Kammertüren stellte, zahlte Vater Brandis seine Schuld und schlich in den kühlen Morgen hinaus. Nachtschlaf, sich selber fremd, nüchtern und wie ausgeblasen, suchte er sich in den fahlen Hotelgassen halbwegs zurecht. Fahrenarbeiter, Schauerleute, Polizisten, Fuhrmannskarren, Seemannsfrauen hoben achlos an ihm vorbei. Er blickte kramphast vor sich hin. Nur wenn niemand um ihn war, wagte er Schilber abzulesen. Aber er verbeugte sich immer atemlos, je näher er dem Ziele kam. Als er den Gassenamen las, schien das Herz vollends auszufliegen. Schwindig vor Erschöpfung tappte er Nummer um Nummer ab. Dann versagten plötzlich die Füße. Blind vor Ohnmacht taumelte er einer Saustreppe zu, ergriff das Geländer und sank hin. Wie ein Almosensbittler hockte er am Gassenrand, kalten Schweiß auf entblößter Stirn.

Da tat an dem Elendsquartier gegenüber sich ein windstilles Fenster auf, und der Kopf eines Menschen erschien, der auf die Gasse spuckte. Ein blöder, entschelter, ein fürchterlicher Menschenkopf, daß der Alte sich entsetzte. Er wagte den Gedanken nicht, der ihn wie ein Faustschlag ins Herz traf. Seine Augen starrten weit nach dem Schrecknis der Erscheinung. Sie versagten und kehrte wieder. Brandis wagte keine Bewegung. Jedesmal spie der Mensch auf die Gasse, einmal setzte er sich aufs Geländer und sprach ungeschickt in die Stube. Schließlich trat er aus dem Haus.

Brandis schrupfte, als die stehenden Menschen auf ihn zuzukommen schienen. Aber der Mann spie in die Gasse, wandte sich, die Häufte in der Hofentasse, bummelte klobig dem Hofen zu. Vater Brandis stöhnte vor Schmerz. Aber er vermochte es nicht; er vermochte nicht den Schrei, der den Mann aufstehen ließe, nicht den Schritt, ihm nachzumanen. Er wußte, daß seine Liebe Opfer und Opfer um Opfer gebracht, weil sie dies letzte nicht vermochte. Er schloß die Augen und klagte sich an und sprach sich frei und klagte sich an und wußte, daß sein Tod bang sein werde wie sein Leben lang gewesen. Er wünschte sich, nie wieder aufzustehen, sondern so hocken zu bleiben eine Ewigkeit hindurch.

Willestich schloß er schon, da er so dachte; denn er merkte nicht, daß aus jener Elendsstürze nun ein zweiter Mann hervortrat. Der sah den Alten, zögerte und kam herzu.

Jemand etwas an der kauenden Greisengehalt griff ihm an die Seele. Er beugte die Stirn über ihn hin, eine sorgenvolle, aber immer noch die Stirn wie auf jenem Jünglingsbildnis. Als er die Atemzüge des seltsamen Bettlers erlauschte, schien er beruhigter. Aber auch dann noch blieb er stehen und betrachtete

den Schläfer. „Wenn ich nicht wüßte“, dachte der Hafenarbeiter Brandis, „daß es ganz unmöglich ist, müßte der da mein Vater sein. So ist es irgendein Alter, der wohl auch seinen Rummur hat.“ Und er leuchtete wie ein Mann, der viel dumme Streiche büßt.

Er mußte weiter, Tagelohn verdienen. Das Bild dieses „fremden“ alten Mannes aber grub sich ihm merkwürdig ein, daß er es nicht vergessen konnte.

Vater Brandis land, als er — ein Greis — in sein Greisenheim kehrte, einen wunderlich guten Brief seines „fürchterlichen“ Sohnes.

Um eine halbe Bootslänge

Skizze von Ernst Fleiss.

Karl Brock ist Ingenieur in einer untergeordneten Stellung, aber ein sicherer und wegmütiger Fahrer. Darum hat er von seiner Fabrik den Auftrag erhalten, mit dem neuen Außenbordmotor, an dessen Konstruktion er mitgearbeitet hat, in dem Motorbootrennen auf einem der Seen im Westen zu starten. Das heißt also, überlegt Karl Brock, das Boot seiner Firma ist als erstes Startpunktziel zu bringen, um Aufträge zu werben, das bedeutet ferner eine Gehaltserhöhung und schließlich die Möglichkeit, Gret Holm heiraten zu können. Wollig sicher ist er ihrer freilich nicht. Sie hat einen sehr festen, eigenen Willen und auch das Recht dazu, denn sie steht selbständig und sicher mitten in einem Leben, das sie sich aus eigener Kraft geschaffen. Man muß sie lieb haben um ihrer reichhaltigen Tüchtigkeit willen. Auch sie hat ihn gern. Es liegt nicht in ihrer freien Art, das vor ihm zu verbergen; aber vielleicht ist das so: Sie achtet die unbeirrbare Zielsicherheit in seinem jungen Streben. Sie verlangt gewiß keine beispiellosen Erfolge, denn auch sie hat sich nicht ohne Mühe empor arbeiten müssen, aber sie fordert wohl einen modernen Mann, der gelassen und ein wenig spielerisch immer den ersten Platz vor den anderen erzwingt. Und das weiß sie leicht nicht: Hinter seinem straffen, nüchternen Wirklichkeitsgefühl, das sie zu lieben scheint, verbirgt er Träume, die all die moderne Daseinsicherheit aus Energie und Stahl beiseite drängen, den Erfolg vor der Welt gering achten lassen und Raum geben für etwas, was ganz unmodern, viel unmoderner ist, als es Gret und ihre Zeit zu sein scheinen; man kann es Ewigkeit und Dichtung heißen und vor allem Stille, reine, zeit- und ehrsüchtige Stille.

Gleichwohl! Dort im grünen Uferstreifen, auf der Zieltribüne, steht jetzt Gret, ein helles, strahlend weißes Gesichtchen in der Sommerfonne. Vom Stranbaffee bringt eine eifrige Musik über das Wasser herüber. Dazwischen tut ein Lautsprecher seine Meldungen. Aufgeregt, besessenen Panzertierchen gleich, springen die kleinen Flachboote über die blendende Fläche des Sees, schnurten ihre ehrfrüchtige Hufe hinter sich her und gieren schon jetzt im ziellosen Zickzack der Probefahrten um jede Bootslänge. Da reißt sie der Startschuß in die gerade Bahn hinein.

Karl Brock fühlt, wie das Schütteln des Steuerhebels wütend sein Handgelenk amfält. Der Motor läuft auf. Unglaublich viel Zorn steckt in dem kleinen Wesen. Stohweise, in harten Sägen springt das dümmwändige Boot in entfesselter Raserei die zurückstehenden Wellen an. Es ist, als sei ihm das schwere, unwillige Element zu träge, als wolle es sich davon los machen, fliegen. Auch den schweren Menschen, der ihm Richtung und Willen aufzwingt, will das tobende Boot abschütteln. Aber Karl Brock erfährt instinktiv den Rhythmus in den ungebärdigen Springen, in diesem wilden Aufbäumen und Schlenkern; er biebt fest und findet sogar ein Lachen, obgleich dies Rosen ausfliegt ein unsichtbares Ziel. Ein Boot liegt voraus. Karl Brock nimmt die Kurve der ersten Runde kühner als der Vordermann und holt ein Stück auf. O, denkt er, daß ich den Lautsprecher nicht brüllen höre, der jetzt auch Gret wohl nerods wird? Es wäre schön zu denken, daß sie ruhig bliebe. — Sein Boot schneidet mit kaum vermindelter Fahrt auf der Höhe der Tribüne maßvoll zur zweiten Runde um die Boje. Ein Blick hinter ist fast zu viel, denn das Boot vor ihm war diesmal ebenso kühn in der Schleife. Ueberdies ist ihm ein fester Wasser gegen die Augen geschlagen.

Vornwärts! — Wenn Gret dennoch ruhig bliebe und die Knechtschaft durchschaute, die in solcher Jagd um ein paar Sekunden liegt! Knechtschaft? Woher kommt das Wort? — Weg da! Man muß auf den Motor achten. Geht er nicht langsamer oder unregelmäßig? Unfinn! Er heßt f — selbst geradezu von einer

die andere. Aber, nun ist die Länge des Sees zum dritten Mal durchfahren, und noch immer scheint der Abstand vom Nebenbuhler gleich zu bleiben. — Gewiß, Gret, siehst du, wenn das Tosen, das Schlagen des Schlenkern und Hehen nicht wäre, das jeden einzelnen Nerv munde peitschen möchte, dann müßte ich dir jetzt erklären, daß schlimme Knechtschaft darin ist, um die Herrschaft über die Zeit allein, um den Rekord zu kämpfen. Aber du mußt es vielleicht nicht verstehen; selten verstehen das Frauen unserer Zeit, die so schön sind wie du und die man gewinnen will. Weißt du, Gret, ich habe fast Angst davor, daß deine Augen aufklängen, wenn ich jetzt den Sieg in dieser Angelegenheit davontrage, die allmählich anfängt, irrelevant zu werden und die nichts mit unserer Liebe zu tun haben sollte. Aber, wenn deine Augen aufklängen, werde ich doch wieder vergessen, was ich jetzt gedacht habe. Ich möchte nämlich zu dir sein. — Weg damit jetzt! Ein Dritter will hinter mir her. Daß ihm doch —!

In der vierten Runde holt das Boot Karl Brock das Boot an der Spitze ein. Die beiden Fahrzeuge legen nebeneinander her, daß sich ihr Kielwasser zu einem einzigen Gischtfreien vermischt. Die letzte Kurve wird entschieden, d. h. der Zufall; Maschine und Fahrer sind nicht mehr für den Sieg verantwortlich. — Galt das das nie erfahren, Gret, daß uns in solchen Augenblicken nicht die Tat, die fast ganz anerkennbar von uns geschieht, übermannt, sondern eine plötzliche, übermenschlich große Sehnsucht?

Um eine nüchtern mehrbare halbe Bootslänge voraus schiedet der Nebenbuhler durchs Ziel. Glück! Du denkst Karl Brock, ich habe es ihm nicht leicht gemacht. Gelassen lenkt er das Boot zum Landungssteg und hilft dem Monteur, den Motor abzunehmen. Er freut sich, daß er sich selbst zu ruhig über seinen Mißerfolg fühlt. Gret kommt langsam herab und steht ihm bei der Arbeit zu. Man muß etwas reden. „Mit der Gehaltserhöhung“, verliert er es, „ist es wohl diesmal nichts.“ Er blickt dabei nicht zu ihr herauf. Wenn sie es fühlen könnte, wie unweissenfich ein Mißerfolg sein kann! Aber sie ist ein modernes Mädchen und wird ihn verabschieden, bestaunt und lachend, sofern sich das vereinen läßt. Man muß eben mit guter Lebensart damit fertig werden. Schluß!

Da reißt es ihm das Gesicht herum. So hat Gret völlig unvermittelt gesagt, einbeutlich, mit seltsamer Innigkeit und nicht mißzuverstehen: „Nieder, dummer Junge!“ So sagt sie, obgleich der Monteur daneben steht, und streckt ihm die Hand entgegen, wie er nun eilends herauf steigen will zu ihr. Die seine ist mit Öl beschmiert; er will sie ihr nicht geben. Da faßt sie lachend mit festem Druck danach. Er braucht sie nur nicht mehr darum zu fragen, was sie mit ihrem guten Worte gemeint, denn in ihren Augen ist wahrhaftig der Glanz, den — endgültig steht das nun fest! — andere moderne Mädchen als Gret nur dann in die Augen bekommen, wenn ihr Geliebter in irgend welcher Jagd um einen Erfolg wirklich einen Sieg davon trägt, den man in allen Zeitungen der Welt lesen und den man verfilmen kann.

Seines Vaters Sohn

Skizze von Joh. Edward Brandt.

Als Jan Vandervee, ein Siebzehnjähriger, in das Terfollensche Bankhaus an der Amsterdamer Reijersgracht eintrat, hatte er selbst noch gar keine rechte Vorstellung davon, wer eigentlich Willem Vandervee, sein großer Vater, in Wahrheit gewesen war.

Freilich, in der bescheidenen Stuhammer des dreizehnmrigen Bodenbuis, das er mit der Mutter an der Leidische Kade teilte, hing das Bild eines energisch dreinblickenden Bierzigers in Rohai. Darunter in festen Schriftzügen: Willem Vandervee.

Nicht viel und nicht oft hatte die Mutter zu Jan von dem Vater gesprochen. Etwas Unklarliches schien diese beiden Gatten getrennt und nicht nur räumlich von einander getrennt zu haben, denn Jan wußte aus seiner Mutter Munde vom Vater nicht viel mehr, als daß Willem Vandervee von einer Forschungsreise in das Innere Bornoes nicht mehr zurückgekehrt war. Auch Wijnheer Terfollens schien keinen Grund zu haben, den jungen Jan über die Bedeutung seines Vaters aufzuklären.

Der Junge war brauchbar. Als Privatsekretär des Chefs verlor er wie so leicht kein Zweifel über seinen Posten. Nachdem das Diktat und die Niederschrift der Briefe in Memorandum an der Soofds Sände übergegangen war, bestand Jans Hauptaufgabe im wesentlichen darin, Terfollens Besucher hinzuzulassen.

Das Boot der Finanzmann, wie alle feinesgleichen, in diesen Zeiten überlaufen. So hatte denn Jan Vandervee zu sitzen und zu plaudern, bis der charakteristische Büfianerkopf des Chefs in der Türpalte erschien.

Der junge Mann tat dies mit erstaunlichem, ja, angeborenem Geschick. Hierbei kam ihm sein glücklicher äußerer Mensch nicht wenig zu Hilfe. Jan Vandervee verstand sich zu kleiden, aber das war wohl für seine außerordentlichen Erfolge bei Terfollens das Mindeste. Er hatte dabei noch eine Art zu sprechen und eine solche zuzuhören, die von der ersten Minute an gefangen nahm. Auch solches war Erbe des Vaters, den er kaum in seinem Leben gekannt hatte.

Terfollens hatte seinen gewohnten Mittagsgang an die Börse angetreten, und Jan Vandervee wartete, wie tagtäglich, seines verantwortungsschweren Amtes. Er war eben im Begriff, an eine Millionärsmitte die ihm von seinem Chef behufs Vermögensanlage erteilten Winke weiter zu geben, als der Bürobienner eintrat, eine Wistienkarte in der Hand.

Sie entschuldigten, nur eine halbe Minute, Merroum von Tain?“

„Aber ich bitte recht sehr! Ich werde heute nachmittag noch einmal vorprechen.“ Schon hatte sich die Witwe, von Jan Vandervee entzückend dem Wesen völlig gefangen genommen, entfernt.

Und der Junge las: „Konstantin Zanden.“ Das war eine ganz große Kanone! „Ein Salffisch!“ So hatte sich noch neulich Wijnheer Terfollens Jan gegenüber ausgedrückt beliebt. „Ich lasse bitten, Karell!“

Ein Jankegefißt tauchte auf. Das glatt-rasierte Konstantin Zanden, der seine Bankfilialen am Rodin und in Wallstreet, am Strand und am Boulevard des Italiens hatte. Jan Vandervee lächelte hergommend, während er dem Besuche den Klubbessell ombot. Wijnheer Terfollens wird in fünf Minuten zurück sein.“

Über Konstantin Zanden nahm nicht Platz. Er lachte vielmehr, breit und behäbig, so wie eben Selbstmehren von jenseits des Großen Teiches zu lachen pflegen und meinte: „Fünf Minuten, mein Verehrtester? Time is money! In fünf Minuten habe ich eine Aufschäftsstratifikation im American Hotel. Wer sind Sie übrigens? Sie gefallen mir!“

„Ich bin Jan Vandervee, der Privatsekretär Wijnheer Terfollens!“

„Vandervee?“ — „Vandervee!“

„Ein Verwandter des großen Forschungsreisenden?“

„Sein einziger Sohn!“

Konstantin Zanden maß den Jungen vom Scheitel bis zur Sohle. „Haben Sie einen Smoking?“

„Allerdings!“

„Dann legen Sie diesen heute abend an, und finden Sie sich pünktlich um acht Uhr in der Halle des Amstelhotels ein!“

„Und was habe ich dort zu tun?“

„Nichts als zu essen und zu trinken. Den Rest überlassen Sie mir! Abgemacht!“

Noch hatte sich Jan Vandervee nicht von seinem maßlosen Erstaunen erholt, als Konstantin Zanden auch schon verschunden war. Umsonst grübelte der junge Mann stundenlang über dieses Erlebnis und seine Zukunft nach.

Über pünktlich um acht Uhr stand er in der strahlend erleuchteten Halle des Amstelhotels.

Der Smoking sah wirklich gut. „Es ist eine Lust, für Sie zu arbeiten, Wijnheer Vandervee“, pflegte Schneidermeister Marcus am Heiligenweg nach jeder Anprobe zu sagen.

Konstantin Zanden schritt auf Jan Vandervee zu. Sein Jankegefißt strahlte. „Sie machen Figur, mein Bester. Das ist für uns die Hauptsache.“

Noch begriff der gute Junge kein einziges Wort.

„Dorf ich Sie bitten?“ Konstantin Zanden schritt voraus, und Jan Vandervee folgte ihm in einen der kleineren Säle des Hotels, wo eine Gruppe schwarzgekleideter Herren um einen mit grünem Tuche bedeckten Tisch versammelt war.

„Die Gründer.“ vernahm der Junge da seines Gönners Stimme in rauchendem Tone. Und dann sehr laut: „Meine Herren!“

Alles spitzte die Ohren. Konstantin Zanden fuhr fort: „Ich habe Ihnen eine äußerst interessante Bekanntschaft zu vermitteln!“

Und auf den lieblich errötenden Jungen deutend: „Wijnheer Jan Vandervee, einziger Sohn des berühmten Indienforschers Willem Vandervee, ohne dessen Wohlgeraten die Gründung unserer Bornep Waatschappij gar nicht möglich wäre.“

Jan Vandervee stand urplötzlich im Mittelpunkt der Ereignisse. Von allen Seiten schüttelte man ihm die Hand, Total verdinglicht

flüstert er seinem Manager zu: „Was habe ich zu tun, Wijnheer Zanden?“

„Wie ich Ihnen heute mittag schon sagte, gar nichts! Essen und trinken. Das können Sie doch hoffentlich? Ich werde Sie in den Aufschäftsrat wählen lassen, und Ihr Weg ist gemacht; denn Ihr Name verkürzt mir die Arbeit.“

„Stärkt das Vertrauen anderer zu meinem Plan und fördert somit mein Unternehmen um 500 Prozent!“

Und so ist Jan Vandervee Millionär in holländischen Gulden geworden, weil er nicht nur den Namen seines berühmten Vaters, sondern auch seinen Smoking zu tragen verstand.

3u spät!

Skizze von Kurt Kiedel.

Müde, mankte er heim. Wieder einmal um eine Hoffnung ärmer — die wievieltel? Anfangs hatte er die Fehlschläge geduldet, höhnisch, zornig, dann nahm er sie resigniert hin, gleichgültig, zermürbt; langsam, ganz langsam laugte ihm die allseitige Arbeitslosigkeit den letzten Rest aller Willenskraft aus Sinn und Nere, lähmende Müdigkeit zurücklassend.

Der rauhe Wind legte unbarmherzig durch den letzten, fadenförmigen Anzug, den er trug; ihn fröstelte. Sein abgehärmtes, ausgehungertes Gesicht verriet so deutlich die Spuren der Not, daß sich die Vorübergehenden mitleidig nach ihm umfahen.

Ein kleines Mädchen bot ihm ein Geldstück, während eine ältere, vornehm gekleidete Dame ihm freundlich zunickte, es zu nehmen; er grüßte tief, dankte, ohne die Gabe zu nehmen, ließ beschämt wie geheiht weiter.

„So weit ist es schon“, murmelte er. Mühlig erklimmte er die drei Stockwerke; behutlich schloß er die Flurtür auf, betrat sein Heim, gedrückt, mit leeren Händen.

Die Stubentür öffnete sich, ein kleiner Lichtstrahl des Nachtlämpchens erhellte den dunklen Flur. Annemie erwartete ihn, sah ihn bang und fragend an. „Nichts?“

Er schüttelte nur den Kopf; eine Geste, die sie an ihm gewohnt war. Leise trat er an das Bett seines Knaben, den ein schweres Fieber durchschüttelte; streichelte die heißen, abgemagerten Wermchen.

„Fast vierzig“, hauchte die Frau, sah ihm angstbeugend an, während große Tränen aus den Augen über die knöchigen Wangen perlen, über das Gesicht, dem die Not und Sorge der letzten Jahre brutal das letzte Eigentum, die Schönheit, geraubt hatte. Vorzüglich drehte sie den Schein des Nachtlämpchens so, daß er den unruhig schlummernden Knaben nicht traf; mochte meined weiter.

Reife, leise schlich er in die Küche. Dich, gepenstlich brodelte der Nebel an den Scheiben, so dick, daß ihn die Strahlen des Vollmonds nicht durchdringen konnten; er öffnete die Fenster, feuchter Brodem schlug ihm entgegen, leise plätschernd unten die Wellen des Kanals, raumend, flüsternd, singend: Hier finde ich deine Ruh ...

Wie gebannt hing sein Blick an den glühernen Wellenkämmen, die matt vom Schein erleuchteter Fenster blinkerten, Nebelschwaden legte der Wind über die Wasserfläche, „Rarr“, heulte er in den Telefonröhren, durch den Ramin, formte gestirrt, greifend eine Nebelband, während die Wellen, durch den Wind aufgeweicht, mit weißen Schaumkämmen lockten: „Komm.“

Unhörbar war seine Frau eingetreten, umarmte ihn. „Komm, Fritz, der Nebel hält dich durch — ich etwas ... etwas Brot ist noch da,“ schluchzte Annemie, „die Zitronen waren so teuer ...“

Wie gebannt hing sein Blick an den tänzelnden Wellen.

„Komm!“ bat Annemie. — „Komm!“ lockten verführerisch die Wellen.

„Bald, Annemie, bald,“ antwortete er geistesabwesend.

Gebeugt schleppte sie sich in das Krankenzimmer zurück; der durch lange Entbehrungen und dauernde Nachtruhen erschöpfte Körper rebellierte, wollte fast nichtmehr die Kraft zu dem kurzen Pendelgang hergeben, zu dem Liebe und Sorge zu beiden, zum Kinde und zum Gatten, sie zwangen, einer innerlichen Stimme, einem ganz unerklärlichen Angestühl folgend.

„Nach ein Ende, Himmel, mit unserer Not,“ bat sie händeringend, besuchte die fieberbetroffenen Lippen des Knaben.

„Nach ein Ende, Rarr“, heulte der Wind, geisterte der Nebel, lockten die Wellen.

„Borau wartest du? Es wird nicht besser.“ tobte der Wind, der sich zum Sturm entmischte. „Sieh, meine leichten Wolken“, bel-

tefte der Nebel. „und meine lustigen Wellen, die dich dem Sonnenschein entgegenragen,“ schäumte der Strom.

Wie an Schindern gezogen, einer unsichtbaren Gewalt folgend, betrat er den kleinen, schmalen Küchenbalkon. „Komm!“ lockten sie wieder, alle, alle. — „Schnell, schnell,“ ermunterten die Wogen, während der Sturm die dunkle Wasserfläche kräufelte, daß sie verlockend nur schäumende, perlende Kämme dem Jagenden bot. „Komm“, lockten sie alle.

„Annemarie!“ schrie er, dann sprang er kopfüber in das Wasser; dumpf gurgelte es, den gellenden Ruf verschlang der Sturm, der Nebel deckte zu, was er gesehen. Jemando klirrte noch eine Fensterseibe, dann trat Ruhe ein, der Sturm ließ nach, der Nebel wich, der Strom beruhigte sich, wurde wieder dunkel, trüb, der milde Schein des Mondes beludete die Erde — Stätte der Qual und der Freude ...

Entsetzt fuhr Annemie aus dem Schlummer, den die tiefe Erschöpfung ihr aufgezungen hatte, ein unsagbares Grauen schnürte ihr die Kehle zu.

Ihr erster Griff galt dem Kinde, das ... „Fritz!“ schrie sie gellend auf, als sie die eiskalte Hand des Knaben berührt hatte. „Fritz!“ Dann stürzte sie in die Küche, bebend, verzweifelt. „Fritz!“ Sie sah die offene Balkontür, stürzte hinaus. „Fritz!“ schrie sie — „Komm“, gurgelte es aus der Tiefe, „komm!“ Dann verschlang der Strom sein zweites Opfer.

Die Morgennebel wichen, dunkelgrün schimmerte der Strom, lau wehte und schlängelte sich der Wind durch die Straßen und Gassen der großen Stadt, dann zog strahlend, erwärmend, lebenermüdend die Sonne auf.

Vom Bett es tote Knaben wichen die Schatten, durch die offenen Türen der Wohnung strich der linde Morgenwind.

„Rück“, klang es, der Postbote hatte einen Brief durchgeworfen; leise nahm ihn der Morgenwind auf, öffnete ihn: „Wir sind auf Ihre Bemerkung zurückgekommen und erlauben Sie, sich am folgenden ersten des Monats bei uns zum Dienstantritt einzufinden ...“

„Zu spät“, flüsterte der Morgenwind, „zu spät!“ Reife küßte er die Stirn des toten Knaben.

Betrübt zog die Sonne leichte, lichte Wälmernwolken vor ihr Angesicht. „Warum“, fragte sie sich, „darf ich nicht Tag und Nacht diese arme Erde bestrahlen, ihr Mut einhauchen zu dem schweren Kampf?“ Dann stieß sie die Wolken von sich und küßte das liebliche Antlitz des Knaben mit ihren goldenen Strahlen.

Die Thüringer Skizze von Frida Schanz.

Das Dorf ist vielleicht eines der ärmsten im Thüringer Lande, aber in mancher Hinsicht im lebendigen Augen eines der schönsten. Es liegt am Rande der Berge und aus dem Schatten der Täler gerade so weit in die Ebene hinausgerückt, daß man aus den rückwärtigen Fenstern der letzten und kleinsten Häuser das waldblaue Wellengefüge des Gebirges in herrlicher Abstufung der Farben über das kleingemauerte Fichtenwerk der Häuserseiler hinweg vor sich sieht. Der lebhafteste Farbensinn der Bewohner hat die grünen Blumenbretter vor den Fenstern noch extra rot, weiß und blau betupft; reizend gruppieren sich in den engen Höfen, in denen gern alte, hohe Birnbäume regieren, die Geräte der bescheidenen Besitzer, Bohnentroggen, Holz- und Reifstige zu einem gemütlichen Ganzen. Holztafel; Reifsthaufen; die kleinen Vogelbauer an der Außenwand der Häuschen, die blendenweißen Herbstgänse mit ihrem schwerfälligen Gemästel; die reifschlanken, braunen Fiegen — das ist das Glück und der Reichtum des Dörfchens. Dazu der nahe Wald mit seinen Beeren und Pilzen! Und natürlich kommt jetzt sie an die Mütter, die für die Kinder, für ein Almweibchen im Ort und jetzt für mich die Hauptsache ist: die Sandgrube.

Eine Viertelstunde liegt sie vom Dorf entfernt, die große, tiefe, alte Kuhle. In ihrem weiden Gebüpp von Simbeer- und Brummebeerranken bauen Fuchs und Dachs; ja die Kinder wissen ein noch größeres Geheimnis: der Osterhase hat nämlich dort unten sein Nest! Gefogt hat's ihnen neben viel anderem Wunderbaren, was man sonst nirgendes erfährt, die Sandfrau. Dieser uralten, rungligen, freundlichen Frau gehört, wie es den Kindern scheinen muß, die Sandgrube, denn sie ist immer dort, und als die Mütter und Väter klein waren und wie jetzt die Kinder Städte und Wälle darin bauten, war sie auch schon immer da. Mit ihrem hölzernen „Wau!“ geklopft und zerklüftet sie die Sandbrocken; unermüdlich

tefte der Nebel. „und meine lustigen Wellen, die dich dem Sonnenschein entgegenragen,“ schäumte der Strom.

Wie an Schindern gezogen, einer unsichtbaren Gewalt folgend, betrat er den kleinen, schmalen Küchenbalkon. „Komm!“ lockten sie wieder, alle, alle. — „Schnell, schnell,“ ermunterten die Wogen, während der Sturm die dunkle Wasserfläche kräufelte, daß sie verlockend nur schäumende, perlende Kämme dem Jagenden bot. „Komm“, lockten sie alle.

„Annemarie!“ schrie er, dann sprang er kopfüber in das Wasser; dumpf gurgelte es, den gellenden Ruf verschlang der Sturm, der Nebel deckte zu, was er gesehen. Jemando klirrte noch eine Fensterseibe, dann trat Ruhe ein, der Sturm ließ nach, der Nebel wich, der Strom beruhigte sich, wurde wieder dunkel, trüb, der milde Schein des Mondes beludete die Erde — Stätte der Qual und der Freude ...

Entsetzt fuhr Annemie aus dem Schlummer, den die tiefe Erschöpfung ihr aufgezungen hatte, ein unsagbares Grauen schnürte ihr die Kehle zu.

Ihr erster Griff galt dem Kinde, das ... „Fritz!“ schrie sie gellend auf, als sie die eiskalte Hand des Knaben berührt hatte. „Fritz!“ Dann stürzte sie in die Küche, bebend, verzweifelt. „Fritz!“ Sie sah die offene Balkontür, stürzte hinaus. „Fritz!“ schrie sie — „Komm“, gurgelte es aus der Tiefe, „komm!“ Dann verschlang der Strom sein zweites Opfer.

Die Morgennebel wichen, dunkelgrün schimmerte der Strom, lau wehte und schlängelte sich der Wind durch die Straßen und Gassen der großen Stadt, dann zog strahlend, erwärmend, lebenermüdend die Sonne auf.

Vom Bett es tote Knaben wichen die Schatten, durch die offenen Türen der Wohnung strich der linde Morgenwind.

„Rück“, klang es, der Postbote hatte einen Brief durchgeworfen; leise nahm ihn der Morgenwind auf, öffnete ihn: „Wir sind auf Ihre Bemerkung zurückgekommen und erlauben Sie, sich am folgenden ersten des Monats bei uns zum Dienstantritt einzufinden ...“

„Zu spät“, flüsterte der Morgenwind, „zu spät!“ Reife küßte er die Stirn des toten Knaben.

Betrübt zog die Sonne leichte, lichte Wälmernwolken vor ihr Angesicht. „Warum“, fragte sie sich, „darf ich nicht Tag und Nacht diese arme Erde bestrahlen, ihr Mut einhauchen zu dem schweren Kampf?“ Dann stieß sie die Wolken von sich und küßte das liebliche Antlitz des Knaben mit ihren goldenen Strahlen.

Die Thüringer Skizze von Frida Schanz.

Das Dorf ist vielleicht eines der ärmsten im Thüringer Lande, aber in mancher Hinsicht im lebendigen Augen eines der schönsten. Es liegt am Rande der Berge und aus dem Schatten der Täler gerade so weit in die Ebene hinausgerückt, daß man aus den rückwärtigen Fenstern der letzten und kleinsten Häuser das waldblaue Wellengefüge des Gebirges in herrlicher Abstufung der Farben über das kleingemauerte Fichtenwerk der Häuserseiler hinweg vor sich sieht. Der lebhafteste Farbensinn der Bewohner hat die grünen Blumenbretter vor den Fenstern noch extra rot, weiß und blau betupft; reizend gruppieren sich in den engen Höfen, in denen gern alte, hohe Birnbäume regieren, die Geräte der bescheidenen Besitzer, Bohnentroggen, Holz- und Reifstige zu einem gemütlichen Ganzen. Holztafel; Reifsthaufen; die kleinen Vogelbauer an der Außenwand der Häuschen, die blendenweißen Herbstgänse mit ihrem schwerfälligen Gemästel; die reifschlanken, braunen Fiegen — das ist das Glück und der Reichtum des Dörfchens. Dazu der nahe Wald mit seinen Beeren und Pilzen! Und natürlich kommt jetzt sie an die Mütter, die für die Kinder, für ein Almweibchen im Ort und jetzt für mich die Hauptsache ist: die Sandgrube.

Eine Viertelstunde liegt sie vom Dorf entfernt, die große, tiefe, alte Kuhle. In ihrem weiden Gebüpp von Simbeer- und Brummebeerranken bauen Fuchs und Dachs; ja die Kinder wissen ein noch größeres Geheimnis: der Osterhase hat nämlich dort unten sein Nest! Gefogt hat's ihnen neben viel anderem Wunderbaren, was man sonst nirgendes erfährt, die Sandfrau. Dieser uralten, rungligen, freundlichen Frau gehört, wie es den Kindern scheinen muß, die Sandgrube, denn sie ist immer dort, und als die Mütter und Väter klein waren und wie jetzt die Kinder Städte und Wälle darin bauten, war sie auch schon immer da. Mit ihrem hölzernen „Wau!“ geklopft und zerklüftet sie die Sandbrocken; unermüdlich

tefte der Nebel. „und meine lustigen Wellen, die dich dem Sonnenschein entgegenragen,“ schäumte der Strom.

Wie an Schindern gezogen, einer unsichtbaren Gewalt folgend, betrat er den kleinen, schmalen Küchenbalkon. „Komm!“ lockten sie wieder, alle, alle. — „Schnell, schnell,“ ermunterten die Wogen, während der Sturm die dunkle Wasserfläche kräufelte, daß sie verlockend nur schäumende, perlende Kämme dem Jagenden bot. „Komm“, lockten sie alle.

„Annemarie!“ schrie er, dann sprang er kopfüber in das Wasser; dumpf gurgelte es, den gellenden Ruf verschlang der Sturm, der Nebel deckte zu, was er gesehen. Jemando klirrte noch eine Fensterseibe, dann trat Ruhe ein, der Sturm ließ nach, der Nebel wich, der Strom beruhigte sich, wurde wieder dunkel, trüb, der milde Schein des Mondes beludete die Erde — Stätte der Qual und der Freude ...

Entsetzt fuhr Annemie aus dem Schlummer, den die tiefe Erschöpfung ihr aufgezungen hatte, ein unsagbares Grauen schnürte ihr die Kehle zu.

Ihr erster Griff galt dem Kinde, das ... „Fritz!“ schrie sie gellend auf, als sie die eiskalte Hand des Knaben berührt hatte. „Fritz!“ Dann stürzte sie in die Küche, bebend, verzweifelt. „Fritz!“ Sie sah die offene Balkontür, stürzte hinaus. „Fritz!“ schrie sie — „Komm“, gurgelte es aus der Tiefe, „komm!“ Dann verschlang der Strom sein zweites Opfer.

Die Morgennebel wichen, dunkelgrün schimmerte der Strom, lau wehte und schlängelte sich der Wind durch die Straßen und Gassen der großen Stadt, dann zog strahlend, erwärmend, lebenermüdend die Sonne auf.

Vom Bett es tote Knaben wichen die Schatten, durch die offenen Türen der Wohnung strich der linde Morgenwind.

„Rück“, klang es, der Postbote hatte einen Brief durchgeworfen; leise nahm ihn der Morgenwind auf, öffnete ihn: „Wir sind auf Ihre Bemerkung zurückgekommen und erlauben Sie, sich am folgenden ersten des Monats bei uns zum Dienstantritt einzufinden ...“

„Zu spät“, flüsterte der Morgenwind, „zu spät!“ Reife küßte er die Stirn des toten Knaben.

Betrübt zog die Sonne leichte, lichte Wälmernwolken vor ihr Angesicht. „Warum“, fragte sie sich, „darf ich nicht Tag und Nacht diese arme Erde bestrahlen, ihr Mut einhauchen zu dem schweren Kampf?“ Dann stieß sie die Wolken von sich und küßte das liebliche Antlitz des Knaben mit ihren goldenen Strahlen.

Die Thüringer Skizze von Frida Schanz.

Das Dorf ist vielleicht eines der ärmsten im Thür